



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schulinspektor, also durch seine Beförderung zu einem höhern Staatsamte, habe er die mit dem vorigen Amte erworbenen Rechte verloren. Gewiß interessant! Ja, werden die Herren Juristen sagen, wenn wir die Gesetze so verstehen wollten, wie es der einfache Wortlaut nahe legt, wozu wäre denn da das juristische Studium notwendig? Da könnte ja jeder Bauer Richter sein! Wer die Sache genauer studieren will, findet die ausführliche Darstellung im 27. Bande der Pädagogischen Blätter S. 643 bis 663.



Litteratur

Erbauliche Bücher. Das erste ist für Katholiken geschrieben und zwar für vornehme. Es bewegt sich um die höchsten Spitzen der irdischen Gesellschaft, es giebt eine Kombination von Geist, Weltförmigkeit und Religiosität, so pikant, verführerisch, suggestiv, möchte man sagen, wie ich mich nicht erinnere, sie in irgend einem ähnlichen Buche gefunden zu haben. Das andre, für evangelische Leser, beschäftigt sich mit dem Gemütsleben eines engen und kleinen, beinahe ärmlichen Familienkreises und ist von einer Einfachheit des Gegenstands und der künstlerischen Bearbeitung, daß man sie bei einem doch unterhaltenden Buche von vornherein nicht für möglich halten wird: die Natur selbst hat hier die ganze Wirkung übernommen. Dort agieren Franzosen, Italiener, Engländer, vom Fürsten bis zum einfachen Baron, durcheinander in verschiedenen Ländern und in den europäischen Hauptstädten. Hier sitzt eine alte Handwerkersfrau, umgeben von ihren Kindern, zeit lebens auf ihrem einsamen schottischen Dorfe und bildet den Mittelpunkt ihres Kreises, wie die Welt-dame es in dem vornehmern Buche für den ihren thut. Beide Bücher sind ins Deutsche übersezt. Beginnen wir mit dem ersten.

Pauline Craven, die 1891 im Alter von zweiundachtzig Jahren in Paris starb, war die Tochter eines alten legitimistischen Grafenhauses, ihr Vater war Gesandter Karls X. am Hofe von Neapel. Dort heiratete sie 1834 Augustus Craven, den Sohn des bekannten, unmenschlich reichen Lords. Weil aber Augustus aus Liebe zu seiner Gattin zu ihrem Glauben übertrat, so entging ihm nicht nur ein Teil der väterlichen Erbschaft, sondern seine Laufbahn als englischer Diplomat wurde dadurch zerstört, und der an Thätigkeit gewöhnte Mann fiel von einem Projekt auf das andre. Er wechselt seinen Aufenthalt (Neapel, London, Rom, Paris), verliert sein Vermögen und stirbt 1884. Das war der schwere Preis, mit dem Pauline die Erfüllung ihres Herzenswunsches zu zahlen hatte. Sie selbst überlebte dann ihren Gatten nur noch wenige Jahre und starb halbseitig gelähmt und seit elf Monaten sprachlos. Paulinens Freundin war eine Herzogin Fieschi, die sie seit 1840 kannte — die Frauen wechselten Briefe, wenn Pauline abwesend war —, und diese Freundin hat, zum Teil mit den Worten der Briefe, ein kurzes, sehr eindruckvolles Lebensbild Paulinens geschrieben, das von Marie von Kraut übersezt worden ist und nach zwei Jahren schon in zweiter Auflage erscheint (Berlin, Mittler und Sohn). Es hat also seinen Leserkreis gefunden.

Pauline und ihre sechs Geschwister waren regsamen Geistes und warmblütige Menschen, sie selbst galt unbestritten als die am reichsten begabte, sie war auch körperlich verhältnismäßig kräftig, während die andern an organischen Krankheiten

vor ihr und zum Teil sehr früh dahinstarben. Eine Schwester war an den Grafen Mun, den bekannten Legitimisten, verheiratet. Ein Bruder, bereits todkrank, heiratete eine russische Gräfin, die kurz vor seinem Tode zu seinem Glauben übertrat. Diesen großen Verwandtenkreis umschloß die Liebe zu Frankreich, das heißt dem alten, bourbonischen und ein religiöses Leben, das bei den einzelnen Gliedern oder auch Zweigen der Familie verschiedene Formen angenommen hatte. Am strengsten waren die Muns, treue Anhänger des Syllabus. Pauline galt bei ihnen für liberal. Ernste Schicksale in der Familie und die großen Wechselfälle des französischen Staatslebens gaben nun ihnen allen eine wenigstens sehr ähnliche Richtung. Sie wollten nicht bloß ihre äußern Güter genießen, wovon auch die unter ihnen, die sich ganz verarmt vorkamen, nach unsern und der meisten Menschen Begriffen immer noch genug hatten, sondern sie wollten für andre leben oder für eine Idee, ob dies nun der Graf von Chambord war, oder die Stärkung Frankreichs nach den Ereignissen von 1870, oder das Verhältnis des Papstes zu Garibaldi, oder die Not der Armen in Neapel, oder endlich die Ausbreitung einer Religion der Liebe, deren Voraussetzung ein zartes Nervensystem und ein aufs äußerste verfeinertes Gedankenleben war. Es scheint, als kümmerten sich die weichgeschaffnen Seelen um manches, was auch ohne sie weiter kommen würde, und während der Nummer sorgsame Pflege erfährt, möchte doch auch der Weltfönn sein Recht haben, und in diesem sichern Zuschnitt fällt für jeden ein gewisses Maß von Wohlstand und Wohlbefinden ab. Wenigstens wäre es doch etwas ganz andres, wenn diese zum Teil freiwilligen Sorgen noch mit eigner Not und Armut getragen werden müßten! Traurige Erinnerungen lassen sich erzählen und manchmal auch litterarisch verarbeiten; das ganz große Unglück macht stumm.

Pauline Craven zeigte im persönlichen Verkehr neben sehr viel Geist eine ungewöhnliche Anmut, die auch in großen und steifen Gesellschaften ihren Weg in die Herzen solcher Teilnehmer fand, die Empfindung dafür haben. In der Gabe der Unterhaltung that sie es allen zuvor. Nun machte das Leben sie auch zur Schriftstellerin. Sie erzählte die Geschehnisse und die innern Erlebnisse ihrer Geschwister, die sie alle überlebt hatte, in einem Buche *Récit d'une Soeur*, das 1866 in Paris herauskam und einen großen Erfolg hatte. Es sei einmal, so fanden die Kritiker, etwas ganz andres und so ziemlich das Gegenteil von allem, was heutzutage gedacht, empfunden und geschrieben werde, und dieses andre riß die Leser hin. Die Akademie erteilte „diesen wahren Empfindungen und dieser ergreifenden Sprache“ ihren ersten Preis, und kein geringerer als Willemain erklärte dabei als ihr Sekretär, es sei vielleicht kein Kunstwerk, aber sein Wert sei darum nur um so größer; es sei ein Testament der Vergangenheit, das in der Zukunft gelesen werden würde. Im Jahre ihres Todes 1891 hatte das Buch dreißig und vierzig Auflagen hinter sich. Pauline veröffentlichte noch viele ähnliche Werke, Memoiren, Betrachtungen, Biographien, einen Roman, der wiederum von der Akademie gekrönt wurde, und alle diese Bücher wurden viel gelesen.

Was der neuen Schriftstellerin eine ganz besondere Anziehung gab, war die echt weibliche, jeder Bohemerie abgeneigte Natur dieses vornehmen Wesens, das vielmehr bei klugen Männern Anlehnung suchte. Die Interessen ihres Glaubens führten sie zu den geistlichen Herren hin, und zur Zeit des vatikanischen Konzils sah man jederzeit die französischen Bischöfe in ihren kleinen Abendgesellschaften. Ihre nächsten Freunde waren Père Lacordaire und der Graf Montalembert. Für das zu einigende Italien hatte sie aufrichtige Wünsche, 1860 hielt sie es noch für möglich, daß dem Papst die Stadt Rom verbliebe, und die Besetzung der Stadt

durch die Italiener zehn Jahre später erklärte sie für ihren größten Schmerz. Es wurde ihr schwer, ihre Gefühle für die Freiheit Italiens mit ihrer ganzen Ergebenheit für die Person Pius IX. in Einklang zu bringen. Sie fragt brieflich bei Lacordaire an (Anfang 1861), ob sie wohl um des Papstes und der Bourbonen willen die Vereinigung Italiens wünschen dürfe. Er antwortete, lieber wäre es ja ihm gewesen, wenn Karl X., Ludwig Philipp oder gar die Republik die Befreiung Italiens unternommen hätte anstatt Napoleons, aber man solle auch von dieser Seite das Gute nehmen, und dieser Brief „giebt ihr den Frieden ihrer Seele zurück.“

Ein sachverständiges Geleitwort zu dem anziehenden kleinen Buche empfiehlt Pauline Cravens christlich vertiefte und dabei klassisch geschriebene Romane der deutschen Mädchenwelt. Wir möchten dann wenigstens, daß diese nicht unterlasse, sich dabei die Frage zu stellen, welche Rolle wohl ein Deutscher oder eine Deutsche in diesem eigentümlichen internationalen Milieu hätte übernehmen können. Von der Herzogin von Hamilton, bei der Pauline Ende 1870 in Baden-Baden zu Besuch ist, heißt es in einem ihrer Briefe: „Sie hat ein Herz für jeden, aber ihre persönlichen Sympathien rufen sie natürlich besonders an die Betten der armen Franzosen.“ Die Verfasserin bemerkt dazu, daß sie eine Cousine Napoleons III. sei, vielleicht hätte die Übersetzerin hinzufügen können, daß sie einst Prinzess Marie von Baden genannt wurde. Als Ersatz für den Defekt mag wenigstens eine Stelle aus Paulinens Briefe vom 11. März 1871 mitgeteilt werden: „Mit stillem Reide bewunderte ich die Ordnung und ruhige Freude, mit der hier in Baden das Friedensfest gefeiert wurde. Kein ausgelassener Jubel. Heiliger Ernst erfüllte die Gemüter und gestaltete die Feier zu einer würdigen und erhebenden. Nachmittags sang die Menge unter dem mächtigen Läuten der großen Glocke mit tief ergreifender Innigkeit den alten herrlichen ambrosianischen Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir. Am Abend wurden bei Fackelschein und bengalischer Beleuchtung im Chor von gutgeschulden Stimmen alte und neue Volkslieder gesungen, darunter ein die Versammelten besonders begeisterndes Lied, von dem jede Strophe mit den Worten endet: Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.“

Eine schottische Mutter, von ihrem Sohne J. M. Barrie, übersetzt von Frau Vock (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) ist der Titel des zweiten Buchs. Der Verfasser ist ein in England beliebter Novellenschreiber, und sein Verhältnis zu seiner Mutter erinnert uns etwas an den Verkehr Carlyles mit der seinen, doch war Frau Carlyle körperlich kräftiger und auch geistig noch stärker als Margaret Ogilvy, wie sie der Sohn nach schottischer Sitte mit ihrem Mädchennamen nennt. Margaret ist stolz auf ihren Sohn, den Schriftsteller, er muß ihr den frühverstorbenen Bruder, den Liebling ihres Herzens, ersetzen. Er hilft ihr im Hause bei der Arbeit, und sie liest seine Bücher. Aber sie ist eine ganz eigne Frau. So fest sie in ihren Ansichten ist, so läßt sie sich doch ihre Gedanken gewöhnlich einzeln abfragen, als ob niemand ihre Meinung zu wissen brauche. So sagt sie auch dem Sohne nicht, wie hoch sie ihn stellt, und wenn sie in den Figuren seiner Erzählungen ihr Urbild zu erkennen meint, so giebt sie ihm keine genügende Veranlassung, ihre Meinung zu widerlegen, weil sie ihre Meinung behalten will. Auf diese Weise bewegt sich der Verkehr der beiden Menschen in seltsamen Umschweifen. Der Sohn meint, der Mutter größerer Liebling sei eine Tochter gewesen, die ganz für sie gelebt und nach festem Vorsatz sich niemals von ihr getrennt habe. Schwester und Bruder sind einig in der Aufgabe, für die alte Mutter zu sorgen, aber die Auf-

gabe ist nicht leicht, denn diese Bäuerin hat etwas in sich von einem Selbstherrscher und etwas von einem Diplomaten. Man muß es eigen anfangen, wenn man möchte, daß sie etwas bestimmtes thun oder lassen soll. Was in der kleinen Hausgenossenschaft vorgeht, ist kaum zu erzählen, und doch ist es der Inhalt des Lebens dieser Menschen, und wir folgen ihm, als wäre es ein Stück Weltgeschichte, das uns angeht. Man nennt ja diese Detailmalerei Humor, und die schottische Abart davon hat noch etwas ernsteres, tieferes oder auch rauheres als die eigentliche englische.

Frau Margaret stirbt und wird an ihrem sechsundsiebzigsten Geburtstage begraben. Es war immer der Schwester Sorge gewesen, wie sie, was doch einmal sein mußte, ein Leben ohne die Mutter ertragen sollte, und doch durfte sie nicht wünschen vorher zu sterben, denn sie hat sich ja gelobt, die Mutter nie zu verlassen, und die Mutter weiß das. Nun liegt die Mutter auf den Tod. Und ganz plötzlich stirbt da die Tochter vor ihr. „Meine ängstliche Mutter sah die, welche sie nie verlassen wollte, bewußtlos aus dem Zimmer bringen und brach nicht zusammen.“ Sie fragte nicht mehr nach ihr, man vermied es, ihren Namen zu nennen, aber man hätte nicht so ängstlich zu sein brauchen. „Es giebt Geheimnisse zwischen Leben und Tod, aber dies war keins. Ein Kind kann verstehen, was geschah. Gott sagte, daß meine Schwester zuerst kommen mußte, aber in dem Augenblick legte er die Hand über die Augen meiner Mutter, und sie war verändert.“ Und nun folgt die schlichte Erzählung ihres Sterbens, wie sie noch einmal am letzten Tage sich durch alle Räume des Hauses tragen läßt, dann wieder ins Bett gebracht das Taufkleid fordert, in dem alle ihre Kinder einst getauft worden, wie sie aller Namen nennt, nur einen, den dritten der Reihenfolge, läßt sie aus, es ist der der toten Schwester im Nebenzimmer, dann aber nach einer Pause nennt sie diesen und wiederholt ihn immer wieder, als ob er die herrlichste Musik wäre. Darauf nahm sie von allen Abschied und wandte sich zum Sterben auf die Seite. Hin und wieder hörte man Worte des Gebets, die letzten, die gehört wurden, waren Gott und Liebe. „Ich sah sie im Tode; ihr Antlitz war schön und friedlich. Meine Schwester hatte den Mund fest geschlossen, als ob sie ihren Willen durchgesetzt hätte.“

u. p.

Zur neuern und neuesten Litteraturgeschichte von Michael Bernays, aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski (dritter Band der Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte von M. B. Leipzig, Göschen). Michael Bernays hat nach mühevollen Jugendjahren ein an äußern Erfolgen reiches Leben gehabt. Er hatte das Glück, ein neues Fach mit in den Betrieb des öffentlichen Unterrichts einführen zu können, für das er wie keiner sich zuvor gerüstet hatte, und auf seinem dann nicht mehr schweren Wege begleitete ihn die Teilnahme zahlreicher Menschen und die Gunst ganzer Kreise. Außer umfassenden Kenntnissen hatte er die Gabe der Rede und ein geradezu unglaubliches Gedächtnis, das ihm bei seinem Rezitieren von Dichterstellen und ganzen Dichtungen zu statten kam. Es hat manchen gegeben, der eine einzelne Sache ebenfalls aus dem Gedächtnis ergreifender, natürlicher und feulenvoller vortrug als er, aber keinen zu seiner Zeit, der über einen solchen Umfang der Gegenstände in ganz freier Rezitation verfügt hätte. Das kam seinen Vorlesungen zu gute, es machte sie zu öffentlichen Vorträgen, und so hatte er auch als Dozent einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Wenn man erwägt, was dieser reichbegabte Mann in seiner Wissenschaft wußte und kannte, und daß er über zwanzig Jahre lang in einer gesicherten und für litterarische Arbeit günstigen Stellung gelebt hat, so ist es ja nicht gerade viel, was veröffentlicht von ihm zurück-

bleibt, und mancher wird denken: hätte er doch etwas weniger gesprochen und dafür etwas mehr geschrieben. Den ersten Band seiner gesammelten kleinern Schriften gab er selbst 1895 heraus, nachdem er sich 1890 von seinem akademischen Berufe zurückgezogen hatte. Darauf folgte nach seinem Tode (1897) ein zweiter Band, womit die Sammlung nach der Absicht der Herausgeber abgeschlossen sein sollte. Aber ein 1899 erschienener dritter, in dessen Vorrede mit warmen Worten von dem lebhaften Verlangen vieler nach einer Fortsetzung berichtet wird, bringt noch weitere fünfzehn Aufsätze unter drei Abteilungen: Zu Shakespeare; Zur deutschen Litteratur (Lessing, Goethe, Schiller, Friedrich Schlegel); Charakteristiken (Voebell, Welcker, Uhland, Scheffel). Diese recht zusammengesuchten Sachen geben doch außer zwei Artikeln zu Shakespeare, dem über Deltius Ausgabe und dem vierten, keinen Beleg zu den hohen Eigenschaften des Verfassers, die die Vorrede mit Recht hervorhebt, und um derenwillen man es beklagt, daß nichts Besseres von ihm zurückgeblieben ist. Die Aufsätze sind vor dreißig Jahren und länger geschrieben. „Zimmermanns Merck, ein Beispiel dilettantischer Bücherfabrik,“ lautet z. B. eine Überschrift. Zimmermann war eine brave, etwas verworrene Seele, ein ehemaliger Gymnasialprofessor, der im Drange, sich nützlich zu erweisen, 1871 zu einem Buche getrieben wurde, das jedenfalls niemand geschadet hat. Vernays schlachtete es da-zumal ab im vollen Gefühl seiner Überlegenheit, feierlich und pathetisch, mit dem Ritual eines berufenen und bestellten Opferpriesters. Und nun druckt man diese Predigt hier wieder ab, aus der man heute gar nichts mehr lernt, und die doch auch zu dem Ruhme dessen, der sie hielt, nicht viel beigetragen hat. Wie furchtbar arm an Gedanken, ganz ohne einfache Herzenstöne ist ferner die bei der Enthüllung des Scheffeldenkmals in Karlsruhe 1892 gehaltne Rede! Wieder eine Predigt in reichen und runden Perioden! Nur Michael Vernays mit seinem sichern Gedächtnis konnte solche dem Wagnis eines freien Vortrages aussetzen. Eine große Schwäche an dem sonst so stark gerüsteten Manne war dieser Predigerton schon in seiner mündlichen Rede. Im Geschriebnen aber, ohne Wechsel angewandt, wirkt er geradezu einschläfernd. Wir sind heute in der Behandlung von Litteratur und Kunst an einen kürzern und temperamentvollern Ausdruck gewöhnt. Am besten schreibt Vernays, wenn er als Philolog schreibt, das heißt über Einzelheiten, und dann tritt auch sein entlegnes Wissen ans Licht. Der hohe Stil der zusammenhängenden Rede führt bei ihm, abgesehen von der langweiligen Form, immer auch recht viele sachliche Trivialitäten mit sich. Es scheint, als ob der vierte Band, der uns nicht bekannt ist, besseres enthalte. Man sollte mit dem Nachruhm eines berühmten Mannes doch immer recht vorsichtig umgehen!

Die Kunst in Tirol. In der allgemeinen Kunstgeschichte werden aus Tirol die weltlichen Freskobilder des Schlosses Kunkelstein, das Grabmal Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck und allenfalls noch die Schnitzaltäre Michael Pachrs erwähnt, dem man übrigens jetzt nur noch die Gemälde, nicht mehr das Schnitzwerk zuschreibt. Es giebt noch außerdem eine nicht bedeutende, aber tief bis ins Volksleben hineingehende Provinzialkunst, die sich dann bisweilen zu stattlichen Ausprägungen, Kirchen mit Kreuzgängen, Burgen, Schlössern und palastartigen Wohnhäusern erhebt. Auch Wandgemälde (z. B. in Trizen) und einzelne bessere Grab-sculpturen finden sich. Den Forscher interessiert das Zusammentreffen deutscher und italienischer Einflüsse. Jedes tiefere Eindringen zeigt, daß Tirol deutsches Land war, auch in der Kunst, sowohl im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert als später. Zwar nahmen im siebzehnten Jahrhundert, wie überall im südlichen Deutschland, die italienischen Einflüsse zu, aber dann kommt im achtzehnten von Augsburg,

München und Salzburg das Rokoko herein, und ein einheimischer Deckenmaler, Martin Knoller, übertrifft alle von außen gerufenen Künstler.

Berthold Kiehl, ein gründlicher Kenner des Gegenstands, hat in einem hübschen, reichillustrierten kleinen Buche diese Tiroler Kunst vom Norden beginnend bis nach Trient beschrieben: Die Kunst an der Brennerstraße (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Es wird dem Reisenden ebenso nützlich sein, wie dem, der sich für die Kunst überhaupt interessiert, es ist leicht geschrieben und giebt doch sehr viel wissenschaftlich verarbeitetes Detail, sodaß es auch als Nachschlagebuch seine Dienste thun kann.

Handzeichnungen alter Meister. Der Verlag von Gerlach und Schenk in Wien hat jüngst den dritten Band der im ganzen auf zehn Bände berechneten Publikation der Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina und andern Sammlungen (Preis des Bandes 42 Mark) herausgegeben. Diese in der technischen Wiedergabe bisher unerreichten „faksimilierten Handschriften“ unsrer alten Meister (darunter die meisten Blätter von Dürer, den beiden Holbein, Grünewald, Rembrandt, Rubens, Lionardo u. a. m.) können jedem Kunstfreund warm empfohlen werden. Sie sind mustergiltig. Wer sich Klarheit darüber verschaffen möchte, was an unsrer modernen Kunst echt und was Falci ist — im Kampf der Meinungen wird das dem Wohlmeinenden oft recht schwer gemacht —, der studiere diese Blätter. Sie sind der kürzeste und sicherste Richtweg zur Erkenntnis der Kunst, die über den Tagesläuten steht und doch aus der Zeit geboren wird, in der sie lebt! Die deutschen Meister sind in erster Reihe berücksichtigt worden, aber auch Frankreich, die Niederlande und Italien liefern reiche Schätze an Studienmaterial für den Liebhaber und Kenner. W. Sch.

Das kleine Buch von der Marine. Ein Handbuch alles Wissenswerten über die deutsche Flotte nebst vergleichender Darstellung der Seestreitkräfte des Auslandes von Georg Neudeck, Marineoffiziersbaumeister und Dr. Heinr. Schröder, Lehrer an der Deckoffizierschule. Mit einer Karte und 644 Abbildungen. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1899

Die Verfasser bieten ein in bequemer Form abgefaßtes Nachschlagebuch über die kriegstechnischen, organisatorischen und personellen Verhältnisse unsrer Marine. Die sehr fleißig und ausführlich bearbeitete Zusammenstellung wird namentlich allen denen willkommen sein, die in bestimmten Einzelfragen, z. B. über die Aufnahmebedingungen von Seekadetten, Schiffszungen oder von Marinebeamten jedes Dienstzweiges Auskunft suchen. Zugleich soll es den Marinemannschaften als Ergänzung ihres Dienstinstruktionsbuchs dienen. Das Buch ist, wie das Vorwort auch ausdrücklich betont, frei von allem „belletristischen Beiwerk“; es beschränkt sich auf die Zusammenstellung von Thatsächlichem, wobei natürlich die Wiedergabe von Bestimmungen verschiedener Art, z. B. über Uniformen, Gebührrnisse, Dienst an Bord und dergleichen einen beträchtlichen Teil des Buches füllt. Ein Vorzug des Buches ist die verständliche Ausdrucksweise, die es möglich macht, daß jeder Laie auch die technischen Erläuterungen überall verstehen kann.

Das kleine Werk ist reich mit Porträts, Schiffsbildern, Schiffsplänen, Ansichten von Werftanlagen usw. ausgestattet, die allerdings manchmal besser gedruckt sein könnten. Doch kann man in Anbetracht des billigen Preises (von 2 Mark) mit dem Gebotenen zufrieden sein. G. Wis.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig